



Ehrenamtliche Helfer verteilen Anfang September 2015 am Wiener Westbahnhof Essen an neu angekommene Flüchtlinge. Tausende Bürgerinnen und Bürger mobilisierten sich damals auf eigene Initiative hin binnen weniger Wochen: Laut Experten ist das für Behörden und Staatsvertreter ein zweischneidiges Schwert.

Foto: APA/Zak

Privaten Flüchtlingshelfern geht der Atem aus

Vor eineinhalb Jahren engagierten sich tausende Bürgerinnen und Bürger ohne Aufforderung in der Hilfe für die vielen damals ankommenden Flüchtlinge. Nun sind sie in den Mühen der Ebene angekommen: eine Bestandsaufnahme.

Irene Brickner

Wien – Die Frau am Telefon* holt tief Luft: „Abgehauen sind sie, schwarz über die Grenze“, sagt sie. Die syrische Familie sei jetzt in einem Nachbarstaat. „Und ich stehe da mit den Unterstützungsunterschriften und mit der verschlossenen Wohnung.“

Zwei Jahre lang hätten sie und andere Bürger der Kleinstadt in Österreich – ehrenamtliche Helfer – die Eltern und zwei Kinder unterstützt, ihnen Deutschstunden gegeben, sie bei Behördengängen begleitet, Wohnung und Möbel organisiert. Die ältere Tochter habe gute Chancen gehabt, in ein paar Jahren zu maturieren: „Und jetzt hat der Vater die Nerven weggeworfen.“

Er habe gefürchtet, eine Rückschiebung laut EU-Dublin-Verordnung in ein als wenig wirtlich bekanntes anderes Unionsland nicht zu überleben: „Er ist herzkrank.“ Dabei sei dem Einspruch gegen den Bescheid dieser Tage aufschiebende Wirkung erteilt worden: Die Familie hätte fürs Erste bleiben können.

Zornig auf die vier Syrer sei sie nun, sagt die Unterstützerin. Und „sehr traurig“ wegen des brüskten Endes der Bekanntschaft. Mit diesem Frust steht sie keineswegs allein da. Zwar ist das Abtauchen einer ganzen Flüchtlingsfamilie eine extreme Reaktion. Doch eineinhalb Jahre nach dem Höhepunkt der großen Fluchtbewegung, die viele Bürger als Helfer – und viele andere als Asylwerbergegner – mobilisierte, hadern viele Helfer mit den realen sowie den verbalen Härten der betriebenen Flüchtlingspolitik; vor allem Ehrenamtliche, die sich neben dem Job in ihrer Freizeit engagieren.

Die Ehrenamtlichen seien eingesprungen, als sich Ende 2015 die Überlastung staatlicher Strukturen durch die vielen Ankommenden gezeigt habe. Ihr Engagement sei privat und zwischenmenschlich, vom Ausspeisungs-Organisieren

am Wiener Westbahnhof bis zum Unterkunft-Suchen und Unterstützen einzelner Flüchtlinge, erläutert Alexandra Wimmer von Sinnvoll Helfen, einer auf Facebook aktiven Wiener Initiative mit dem Ziel, ehrenamtliche Flüchtlingshelfer in Österreich zu vernetzen. Allein in Wien gebe es rund 100 Gruppen, sagt sie.

„Politische Handlung“

Den wenigsten Helfern sei bewusst gewesen, dass ihr Engagement „auch eine politische Handlung ist“. Mitzuerleben, wie Bemühungen letztlich verpuffen, weil erzielte Integrationsleistungen von Asylwerbern in den meisten Fällen kein Argument gegen Abschiebungen darstellen, treffe viele hart.

SCHWERPUNKT
Asylhelfer:
Viel Zuspruch,
viel Frust

„Unsere Arbeit ist absolut wertvoll“, hält dem Gerhard Fallent entgegen. Damit meint der Obmann der Ehrenamtlichengruppe Willkommen Mensch, die in Groß Gerungs im Waldviertel 50 Asylwerber betreut, vor allem das friedliche Zusammenleben Einheimischer mit Flüchtlingen. Angesichts eines Bürgermeisters, der diese Aktivitäten „nur duldet“, sowie von „Flüchtlingsgegnern, die lauter, wenn auch nicht unbedingt zahlreicher als die Befürworter sind“, sei das „eine Erfolgsgeschichte“.

„Was wir erreicht haben ist, dass sich die Sicherheitslage im Betreuungsgebiet nicht verändert hat“, sagt Fallent. Den betreuten Syrern, Irakern, Afghanen und Mongolen bieten die rund 50 Helfer Deutschkurse, Begegnungsveranstaltungen, Fahrten zu Ärzten und zu Behörden an. Sowie – nach positiven Bescheiden und, damit einhergehend, Auszug aus der Grundversorgung – „private Überbrückungskredite, um eine Wohnung mieten zu können. Ohne zusätzliche Hilfe kann sich das kein Flüchtling leisten.“

Auch den Ehrenamtlichen werde nichts geschenkt, sagt Fallent. „Jeder Zeuge vor Gericht“ bekomme seine Fahrtspesen zurück-erstattet. „Aber wenn wir Flüchtlinge zu Asyleinvernahmen nach Traiskirchen führen, weil sie bei Benutzen der öffentlichen Verkehrsmittel in Wien übernachten müssten, was sie sich nicht leisten können, bleiben wir auf den Benzinkosten sitzen.“ Manchmal befürchte er, dass der Initiative der Atem ausgehen könne, sagt der Obmann.

„Überisierung“ der Hilfe

Das sei manchen Politikern und Behörden vielleicht gar nicht unrecht, meint dazu der professionelle Flüchtlingshelfer Kilian Kleinschmidt. So nützlich derlei zivilgesellschaftliches Engagement für staatliche Stellen auch sei – „bewusst oder unbewusst“ sei es dort auch unerwünscht.

Denn immerhin hätten sich im Herbst 2015 „tausende Menschen binnen weniger Wochen völlig selbstständig engagiert“, zu einem gesellschaftlich höchst kontroversen Thema und ohne um Erlaub-

nis zu fragen. Die sozialen Medien machten derlei möglich. „Dass diese Überisierung der Flüchtlingshilfe Politikern und offiziellen Stellen Angst machte, kann ich mir gut vorstellen“, sagt Kleinschmidt, der als hauptberuflicher Helfer auch mit den Schattenseiten dieser Arbeit konfrontiert war (siehe Interview).

Jeder Helfer helfe auch sich selbst, betont Kleinschmidt. An einer solchen Aufgabe könne man scheitern – oder wachsen. Letzteres bestätigt eine 52-jährige Wienerin*, die im Rahmen der Patenschaftsaktion für junge Flüchtlinge, Connecting People, seit November 2015 einen jetzt 22-jährigen Afghanen betreut. Rigide und religiös sei dieser, schildert sie. Aufgrund seiner Furcht, in einer Speise könne trotz gegenteiliger Beteuerungen Schweinefleisch sein, sei etwa gemeinsames Essen gehen unmöglich.

Vergangenen Dezember hatte sich der Kontakt verdünnt. Da habe sie eine SMS erhalten: „Mein Schützling schrieb: ‚Ich vermisste dich.‘ Das hat mich gerührt.“

*Name der Redaktion bekannt

„Auch eine kaputte Gesellschaft kann traumatisieren“

Die Arbeit in Krisengebieten ist mit Gefahr verbunden. Als Uno-Mitarbeiter wurde Kilian Kleinschmidt mit Situationen konfrontiert, die ihn traumatisierten – so wie viele Flüchtlinge, die es nach Europa schaffen.

INTERVIEW: Irene Brickner

STANDARD: Sie haben Ihre eigene Tätigkeit als Helfer mit einem Psychiater aufgearbeitet. Warum?

Kleinschmidt: 2001 kehrte ich von einem Uno-Einsatz im Kongo nach Brüssel zurück. Ich saß bei Diplomatentreffen und in Cafés, aber ich schien von oben zuzusehen und zu sagen: „Ihr wisst ja gar nicht, was auf dieser Welt los ist.“ Ich fand zum reichen Europa keine Verbindung. Da sagte mir ein Armeepsychiater, dass Soldaten rund um Einsätze in Krisengebieten psychiatrisch betreut würden. Bei der Uno gab es das nicht.

STANDARD: Sie hatten Flashbacks, Wiedererleben schlimmer Erlebnisse. Haben Sie das bewältigt?

Kleinschmidt: Zum Teil. Nach wie vor werde ich nervös, wenn ich Waffen sehe, denn ich bin in Uganda eines Morgens mit einer Waffe am Kopf aufgewacht und wurde eine Stunde lang wegen Geld gefoltert, das ich nicht hatte. Auch kann ich in der Küche Fettspritzer nicht aushalten. Bei Selbstmordanschlägen zerfetzt es Menschen und verursacht eine Art Fettegen.

STANDARD: Wegen Anschlägen und Verfolgung verlassen auch viele Flüchtlinge ihre Heimat. Brauchen diese nicht

auch eine solche Aufarbeitung?

Kleinschmidt: Wenn sie nicht akut psychisch erkrankt sind, ist ihnen am besten mit Normalität geholfen und mit der Möglichkeit, über ihre Erlebnisse zu reden. Ich spreche darüber, das ist meine Therapie, das habe auch ich von meinem Psychiater gelernt.

STANDARD: Sie schildern, dass Sie aufgrund Ihrer Erlebnisse keinen Kontakt zur europäischen Realität fanden. Müsste man, was Flüchtlinge angeht, derlei nicht auch integrationspolitisch berücksichtigen?

Kleinschmidt: Ja – und zwar auch, weil nicht nur Todesgefahren traumatisieren können, sondern auch eine kaputte Gesellschaft. Als Leiter des Flüchtlingslagers Zaatari in Jordanien warfen mir Bewohner vor: „Du bist wie Bashar (al-Assad, Anm.)“ Warum?

Weil ich Regeln einführen wollte. Das wurde als Diktatur gesehen. Anlass war, dass ich einen Graben in der Straßenmitte verboten hatte. Dass der für Kinder und Autos gefährlich ist, mussten sie erst selbst begreifen.

STANDARD: Verändert die Ankunft vieler Menschen mit solchen Erfahrungen eine Gesellschaft?

Kleinschmidt: Ich finde, wir sollten nicht so tun, als wäre uns derlei fremd. Auch wir leben in nach wie vor traumatisierten Gesellschaften, durch den Zweiten Weltkrieg und den realen Sozialismus. Das Problem ist vielmehr, wie wir es schaffen, in Europa verschiedene Lebensformen unter einen Hut zu bekommen.

KILIAN KLEINSCHMIDT (54) ist im deutschen Essen geboren und Unternehmer in Wien. 2013/14 leitete er für die Uno das größte Flüchtlingslager der Welt in Zaatari, Jordanien. 2015 war er Berater für das Flüchtlingslager Traiskirchen.



Kleinschmidt: Flüchtlinge brauchen Normalität.

Foto: Hendrich